

Die perfekte Pantomime für den Ausdruck olfaktorischer Verzückung geht so: Mit geschlossenen Augen den Kopf gen Duftquelle neigen, sich mit der Hand Riechstoffmoleküle in die Nase fächern und einige Male tief einatmen, lächeln und die Augen langsam wieder öffnen. Aber Achtung! Mit allzu großem Überschwang in der schwärmenden Stimme und theatralischem Augenrollen rutscht man schnell in die Parodie ab. Die Gerüche von frisch gepuderten Babypopos, von nassem Laub, Chanel No. 5, Tabakrauch, Kaffee und Katzenurin kenne ich nicht. Wie ich selbst rieche, weiß ich auch nicht, aber die Pantomime für die wichtigsten Duft-Situationen des Alltags habe ich drauf. Ich bin ein Riech-Imitator. Angewidertes Naserümpfen, weinerliches Abwenden, das Weiten der Nasenlöcher beim genießerischen Riechen – alles im Repertoire.

Gelernt habe ich am Modell, und die erste Lektion erhielt ich im Alter von fünf Jahren von meiner Mutter. Sie hatte einen Strauß Flieder geschenkt bekommen und ihre Nase mitten in die Blumen gesteckt – einfach so. Mit fünf konnte ich noch über die Merkwürdigkeiten des Lebens staunen. Mutter hätte ebenso gut einen Stapel Toastbrot auf ihrem Kopf balancieren können. Verstanden hätte ich auch das nicht, einen Sinn aber nicht grundsätzlich angezweifelt. Erst recht nicht, nachdem ich später auch andere Frauen beim Nase-in-Blumen-Ritual beobachtet hatte. Offenbar bestand ein gesellschaftlicher Konsens über den richtigen Umgang mit Pflanzengebilde, und ich nahm ihn in mein Regelwerk der Dinge auf, die man tun musste, ohne das es dafür einen einleuchtenden Grund gab: Messer rechts, Gabel links halten zum Beispiel, auch die unsympathischen Nachbarn grüßen, sich Wassernebel unter die Achseln oder hinter die Ohren sprühen, und gegen Blumensträuße die Nase pressen. So waren die Sitten eben.

Mein kulturanthropologischer Befund wurde unhaltbar, als meine Mutter sich eines Tages enttäuscht von Rosen abwandte: „Die riechen ja gar nicht.“ Sie konnte also feststellen, ob Blumen etwas tun, und nannte das „riechen“. Was musste ich machen, um das auch zu können, und was war Riechen überhaupt? Der Weg zur Lösung führte durch das Schlafzimmer meiner Oma. Dort stand ein mit Flüssigkeit gefüllter Glasflakon samt satünbezogener Ballonpumpe. Ich drückte oft und lang auf die Pumpe, weil die hübschen Sprühwölkchen sich so schnell verflüchtigten. Ich hielt mich für clever, weil ich daran dachte, den Flakon am Wasserhahn wieder aufzufüllen, und war überrascht, als meine Oma mich trotzdem ertappte. Sie schimpfte, weil das ganze Schlafzimmer nach 4711 stank. So lernte ich, dass es einen verräterischen Unterschied zwischen Kölnisch Wasser und Leitungswasser gab – der Geruch.

Geruch – das war der Grund, sein Gesicht in einen Blumenstrauß zu graben und sich Wasser hinter die Ohren zu sprühen, und alle außer mir konnten den Geruch wahrnehmen. Alle konnten riechen. War das ein Zaubertrick, den nur Erwachsene beherrschten? Würde sich auch bei mir während des Alterwerdens ein Schalter umlegen und meine Nase öffnen? Musste man das Riechen lernen, und wer brachte es einem dann bei?

Es gab keinen Moment der plötzlichen Erkenntnis. Die Einsicht, niemals riechen zu können, sickerte langsam ein. Kein Schock, kein Trauma, es war eine leise Kapitulation. Alle können etwas, was ich nicht kann. Das wirklich Schlimme daran war das Endgültige. Ich bin schadhaf, defekt, nicht korrigierbar. Damit kam der Makel in meine Welt. Aus dem Kinderwunsch, die Erwachsenen nachzuziehen, wurde die Zwanghaftigkeit des Teenagers, sich nicht von den anderen unterscheiden zu wollen. Ich musste verheimlichen, dass ich das Leben nicht verstand. Imitation war nun kein Spiel mehr, sondern bewusste Täuschung. Weil reine Beobachtung dazu nicht mehr ausreichte, wandelte sich das Lernen am Modell zu einer Mischung aus Schauspiel- und Fremdsprachenunterricht. Wie andere Vokabeln überten, so lernte ich Reaktionen auf etwas, das für mich nicht existiert, von dem ich aber annehmen muss, dass es da ist. Eine anstrengende Übersetzungsleistung, die immer nur den sichtbaren Akt der Geruchswahrnehmung erfassen

Die Unvollendete

Geboren ohne Geruchssinn. Den Duft von Veilchen nicht zu kennen, ist kein schweres Schicksal. Fäulnis nicht riechen zu können, aber auch kein Segen. *Nicole Quint* erzählt, wie es ist, wenn man keinen Verlust zu betrauern hat und trotzdem etwas vermisst, nämlich den Geruch der Welt.



Illustration FAS

kann. Die Empfindungen, die Gerüche auslösen, bleiben mir fremd. Deshalb ist gutes Zuhören für einen Riech-Imitator entscheidend. Nur so kommt er an das nötige Vokabular: blumig, ranzig, aufdringlich, süßlich, beißend, fruchtig, ätherisch, harzig, erdig.

Den Impuls, mir die Nase zuzuhalten, kann ich nicht nachahmen, aber ich kann mit hoher Treffsicherheit einem Objekt den richtigen Duftnamen zuordnen. Unser Wortschatz für Gerüche erschöpft sich allerdings schnell. Darin offenbart sich die Verneinung ihrer Darstellbarkeit, was es mir jedoch sehr einfach macht, mit einigen wenigen Begriffen zu hantieren. Das wichtigste Wort für mich bleibt ohnehin „undefinierbar“. Perfekt, um nicht stumm zu bleiben, aber sich auch nicht festlegen zu müssen. Fragt mich jemand „Wie findest du dieses Parfüm?“, blicke ich skeptisch, behaupte, da sei noch eine Nuance, undefinierbar, aber störend, und frage zurück: „Riechst du das nicht?“ Gewagt? Tatsäch-

lich ist der Alltag eines Geruchspantomimen nicht allzu herausfordernd. Wegducken, sich hinter anderen verstecken, Kochabende mit entfernten Bekannten vermeiden, sich nie in Gespräche über Wein- und Gerüche verwickeln lassen. Mit ein bisschen Übung keine schwere Aufgabe.

Wer nicht riecht, kann trotzdem stinken. Diese Gewissheit wog schlimmer als der fehlende Geruchssinn, denn die wirklich peinlichen Momente liegen in der Ungewissheit: Ist mein Körpergeruch für andere angenehm, nur erträglich oder nicht auszuhalten? Der Einsatz von Deos und Parfüms zur Tarnung eines zweifelhaften Eigengeruchs ist eine riskante Sache und immer abhängig von der richtigen Dosis. Möchte ich die richtigen lieber durch Schweiß oder durch den Geruch von Chemielabor oder Moschusochse vergraulen? Was wäre das kleinere Übel? Ich kann es nicht beurteilen und möchte es mit Marcus Tullius Cicero, dem berühmtesten Redner Roms, halten,

der fand: „Die Frau riecht am besten, die nach gar nichts riecht.“

Also ist mein Ziel die größtmögliche olfaktorische Unauffälligkeit, und die erreiche ich durch penible Reinlichkeit, parfümfreie Deos und den Verzicht auf Polyesterpullis. Auf diese Weise sollte mein persönlicher Olf immer bei 0,5 liegen.

Olf ist vermutlich die unbekannteste aller Maßeinheiten. Sie gibt die Verunreinigung an, die ein Mensch mit normal arbeitenden Schweißdrüsen, bei sitzender Tätigkeit, täglich wechselnder Unterwäsche und 0,7 Duschen pro Tag erzeugt, nämlich 1 Olf. Zum Vergleich: Nach dem Sport kommt der Athlet auf 30 Olf, und die Ausdünstungen eines starken Rauchers liegen bei 25 Olf. Okay, aber gibt es gesetzlich vorgeschriebene Olf-Grenzwerte, und wie viel Olf trägt ein Mensch?

Ich werde keinen Selbstversuch wagen und verlasse mich auf meinen Unterstützterkreis, der mich darauf hinweist, wenn mein T-Shirt müffelt. Weil es ohne sol-

che Hilfe nicht geht, muss selbst der professionellste Geruchspantomime andere irgendwann in sein Geheimnis einweihen. Meine Familie hat mein Unvermögen nie bemerkt, es mir auch lange nicht glauben wollen. „Gesund und alles dran“, hatten sie sich nach meiner Geburt gefreut, und nicht sehen können, dass der Geruchssinn nicht mitgeliefert worden war. Ihr Baby war unvollendet, aber unauffällig.

Dass man mir den Zustand des Fehlens nicht ansieht, erleichtert den Alltag, erschwert aber Offenbarungen. Günstige Gelegenheiten, die eigene Geruchsinnslosigkeit zu gestehen, sind selten, und was soll man dann bloß sagen? „Guten Tag, ich hab’ nicht alle Sinne beisammen.“ Am peinlichsten sind ungewollte Outings. Wenn ich, das Stadtkind, ohne Zögern einen brunftigen Ziegenbock streichle, ist das Entsetzen in den Gesichtern der Umstehenden so groß, als hätte ich gerade Maden als Snack gereicht.

Aufmerksame Beobachter erkennen mich indes auch jenseits solcher Fettnäpfchen leicht. Ich bin die Frau, die im Bus neben Ihnen sitzen bleibt, wenn es nach dem Tennistraining nicht mehr zum Duschen und nach dem Zaziki nicht mehr zum Zähneputzen gereicht hat. Ich serviere ihnen ranzige Milch und wundere mich noch über die diesige Luft in meiner Küche, während die qualmende Pfanne meine Nachbarschaft schon längst in Alarmbereitschaft versetzt hat. Als Entschuldigung für solche Zwischenfälle reiche ich manchmal „Anosmie“ als Erklärung herüber, die Bezeichnung für das völlige Fehlen der Riechwahrnehmung. Angeborene Anosmie ist selten. Meist geht das Riechvermögen erst durch eine Krankheit im Laufe des Lebens verloren. Die Betroffenen müssen dann einen Sinn beerdigen und Abschied nehmen von ihrem bisherigen, vollständigen Sein.

Ich habe keinen Verlust erlitten. Ich kann nichts vermissen, trotzdem entbehre ich etwas. Verstanden habe ich diese Entbehrung erst durch den Film „Harold und Maude“. Die kauzige Maude hatte eine Duftmaschine konstruiert und folgende Gerüche zur Auswahl: alte Bücher, feuchtes Gras, mexikanischer Bauernhof und Schneetreiben auf der 42. Straße. Sogar Schnee hat einen Geruch. Bei dieser Vorstellung habe ich zum ersten Mal über meine kaputte Nase geweint, über mein Leben bei geschlossenen Fenstern. Wie riecht die Welt? Die wirkliche Welt. Ich weiß, was ich wahrnehme, ist nicht alles. Es gibt noch mehr, viel mehr. Menschen sollen über eine Billion verschiedener Riechstoffmischungen unterscheiden können. Eine Billion? Die Geruchswelt hat Weltraumdimensionen, und für mich blinkt nicht einmal eine Sternschuppe. Weil ich unvollständig bin, ist es auch mein Bild vom Leben.

Wer nicht riecht, der ist ausgeschlossen von mehr als den Düften, von allem. Er spaziert duftlos, liebt duftlos, arbeitet duftlos, tanzt duftlos und kocht auch duftlos. Würden Gerüche als Auslöser für Appetit bei mir funktionieren, wäre ich vielleicht kein Vegetarier und hätte nicht schon als Kind im Fleisch immer nur den Tierkadaver gesehen. Weil Gerüche mir auch keine Brücke in die Vergangenheit bauen können, setzt sich mein Leben nicht aus Apfelkuchenduft in Omas Küche, feuchter Zeltplane beim ersten Camping und muffigem Kinderversteck auf dem Dachboden zusammen. Es sind allein Geräusche und Worte, die meinen Erinnerungsbildern ein Gerüst geben. Die emotionale Kraft der Düfte soll aber stärker sein als Klang.

Nicht riechen, nicht gut schmecken, sich schlechter erinnern. Als wäre das nicht schon genug, muss die Liebe auch noch durch die Nase gehen. Kann die Lebensplanung glücken, wenn einem eine wichtige Entscheidungsbasis fehlt, die chemosensorischen Signale potentieller Partner? Ich beruhige mich mit einem Blick auf die Scheidungsstatistik. Auch wer ganz bei Sinnen ist, erschnüffelt sich nicht immer lebenslangliches Glück.

Hilfe beim Arzt habe ich nie gesucht. Es gibt kein Heilmittel für meine Nase. Das Loch in meiner Wahrnehmung lässt sich nicht schließen, aber im Umgang mit meiner Unfähigkeit bin ich mittlerweile Routinier. Weil ich den Akt des Riechens als Kind aber in der Rubrik „Sinnfreie Sitten und Gebräuche“ gespeichert hatte, nistete eine lebenslangliche Skepsis in mir, mit der ich menschliches Verhalten prinzipiell in Frage stelle. Gegen Lockstoffe bin ich immun, und besonders wachsam gegen Bauernfänger, Ausreden, Schwindel, Aufschneiderei, Manipulation und Lügen. Selbst mag ich auch nicht mehr hinteres Licht führen und gebe den Geruchspantomimen nur noch, wenn es sich nicht vermeiden lässt, weil nicht immer Zeit für umfangreiche Erklärungen bleibt. Ausführlich müssen sie aber immer ausfallen, damit die Leute begreifen, dass sie jemanden vor sich haben, der noch nie riechen konnte – noch nie.

Mitleid ist die häufigste Reaktion darauf, aber ich habe schnellen Trost parat: Stellen Sie sich einfach vor, mein Leben sei eine Gitarre mit nur fünf Saiten und ich der Keith Richards unter den Anosmikern. Der Rolling-Stones-Gitarist ließ die sechste Saite irgendwann einfach weg und wurde mit seinem ganz eigenen Spiel zu einem der besten Rhythmusgitarren der Rockmusik. Wer weiß, vielleicht steht mir noch eine große Karriere bevor.

GRUNKURS PATIENT

So überleben Sie das Krankenhaus



Woran die Klinik an Ihnen verdient

VON JENS HOFMANN

Wenn Sie sich schon einmal in einem Krankenhaus behandeln lassen mussten, ist Ihnen möglicherweise aufgefallen, dass viele Mitarbeiter der Klinik nicht so viel Zeit für Sie aufbringen können, wie Sie es sich wünschen. Das liegt daran, dass die Kliniken gezwungen sind, mit immer weniger Personal immer mehr Patienten zu behandeln.

Das System unserer medizinischen Versorgung soll marktwirtschaftlichen Prinzipien folgen. Kliniken sollen genau wie Kaufhäuser und Handwerker den Gesetzmäßigkeiten von Angebot und Nachfrage, Gewinn und Verlust unterliegen. Nur hat die Sache einen kleinen Haken.

Der Bäcker verkauft Ihnen ein Brot. Sie bezahlen den Preis, der Ihnen angemessen erscheint. Ist es Ihnen den geforderten Preis nicht wert, wenden Sie sich an einen anderen Bäcker. Sie bestellen das Brot, Sie bezahlen es, und Sie essen es letztlich auf. Wie viele Brote der Bäcker backt, wird dadurch bestimmt, wie viele Kunden sein Brot kaufen möchten.

Im Gesundheitssystem bestellen manchmal Sie eine gewünschte Leistung. Häufig ist es aber eher so, dass ein Arzt Ihnen nahelegt, die Dienste einer Klinik in Anspruch zu nehmen, ob Sie das wünschen oder nicht. Sie bezahlen auch nicht, das tut die Krankenkasse. Wenn Sie nicht privat versichert sind, sehen Sie noch nicht einmal die Rechnung. Ob die Leistung das Geld wert ist, beurteilen auch nicht Sie. Die Versicherung verhandelt mit der Klinik darüber, welche Leistung wie honoriert wird. Und wie häufig die Leistung angeboten wird, bestimmt auch nicht die Nachfrage, sondern die Politik.

Das heißt, in diesem Fall gibt die Regierung vor, wie viele Brote gebacken werden, der Bäcker sagt Ihnen, dass Sie ein Brot brauchen, und ein Dritter verhandelt den Preis und bestimmt, ob das Brot den Anforderungen gerecht wurde. Sie löffeln es lediglich aus.

Die Klinik hat hier kaum Möglichkeiten, Sie als Kunden durch gute medizinische Leistungen an sich zu binden. Also muss sie andere Aspekte marktwirtschaftlichen Handelns stärker betonen. Zum einen kann sie den Ansprüchen der Krankenkassen möglichst gerecht werden. Das sind natürlich andere Ansprüche als die Ihren – aber wer zahlt, bestimmt nun mal die Musik.

Für die Versicherung ist es zum Beispiel wichtig, dass möglichst viel dokumentiert und aufgezeichnet wird. Außerdem werden Kliniken für verschiedene Einzelheiten besser bezahlt: wenn zum Beispiel Wunden über längere Zeit mit aufwendigen Verband-Systemen behandelt werden müssen oder wenn Patienten sehr lange auf einer Intensivstation künstlich beatmet werden. Zum anderen können Einnahmen durch die Anzahl der gebotenen Leistungen erreicht werden. Und schließlich kann an Ausgaben, wie zum Beispiel Personalkosten, gespart werden.

Das bedeutet: Es müssen mit möglichst wenig Personal möglichst viele Patienten behandelt werden. Für die Vergütung spielt es keine Rolle, ob sich der gewünschte Behandlungserfolg einstellt. Wichtig ist, dass die Forderungen der Kostenträger nach ausführlicher Dokumentation erfüllt werden. Und in einigen Fällen sind Komplikationen der Behandlung besonders rentabel.

Dennoch sehe ich täglich, wie pflegerisches und medizinisches Personal versucht, das Beste für die Patienten zu tun.

Aber das Sie warten müssen, bevor ein Pfleger oder eine Ärztin Zeit für Sie hat, wird Sie wohl jetzt nicht mehr wundern.

Unser Autor ist Anästhesist in einer mittelgroßen deutschen Klinik.